

Bürgertums zur bildenden Kunst, aber auch den Institutionen und Medien des aufklärerischen Diskurses. Daneben werden Aspekte des bürgerlichen Alltags einschließlich der Freizeit sowie frühneuzeitliche Biographien eingehender behandelt. Auch im zweiten Teil des Buches, der von einigen Grundproblemen der Forschung handelt, ist den kunstgeschichtlichen Aspekten breiter Raum gewidmet, etwa der Realienkunde des Bürgerhauses oder der Interpretation von Kunstwerken als historischen Quellen. Es ist das Verdienst des Autors, daß er gerade im Bereich der Kunst- und Baugeschichte, also in Disziplinen, deren Schrifttum dem Fachhistoriker in der Regel nur bedingt bekannt ist, dem enzyklopädischen Charakter der Publikation voll gerecht wird. Die Betonung kunst- und geistesgeschichtlicher Aspekte des frühneuzeitlichen Bürgertums birgt allerdings die Gefahr, die Lebenswelt des Bürgertums primär mit jener der städtischen Oberschichten gleichzusetzen, eine traditionelle Vorgangsweise, der sich auch der Autor nicht entziehen konnte. So bleibt beispielsweise der kleinbürgerliche Wohnbau unterbelichtet; es wird die wachsende Bedeutung der Belletristik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht berücksichtigt, die Rolle von Sprachgesellschaften und Geheimbünden jedoch ausführlich gewürdigt. Diese Vorgangsweise ist zwar im Sinne der im Eingangskapitel zitierten Definition von Kultur nach Thomas Nipperdey – „Objektivierungen des Geistes in Werken, Werksystemen und

hochstilisierten Institutionen“¹ – konsistent, mißt jedoch kleinbürgerlicher Alltagsgeschichte ein sehr bescheidenes Gewicht bei, was angesichts der demographischen und ökonomischen Bedeutung dieses Teils des Bürgertums nicht ganz verständlich ist. Die besondere Betonung der Kultur des bürgerlichen Honoratiorentums ist allerdings auch mit ein Produkt bisheriger Forschungen, auf die sich eine Enzyklopädie nolens volens stützen muß. In Summe bietet Bernhard Roecks Darstellung dennoch einen interessanten Versuch, einem sehr kontroversiellen Forschungsgegenstand gerecht zu werden.

Andreas Weigl, Wien

Anmerkungen:

1 Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 1, München 1989, 268.

2 Thomas Nipperdey, *Kulturgeschichte, Sozialgeschichte, Historische Anthropologie*, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 55 (1968), 150.

Carlo Ginzburg, *Hexensabbat. Entzifferung einer nächtlichen Geschichte (aus dem Italienischen von Martina Kemper)*, Berlin: Verlag Klaus Wagenbach 1990.

Carlo Ginzburg hat eine Studie von beeindruckender Gelehrsamkeit geschrieben, die nicht widerspruchlos akzeptiert werden kann, für einen Historiker wegen der angewandten morphologischen Methode jedoch auch nicht

leicht zu kritisieren ist. Ginzburg stellt sich in *Hexensabbat* die Aufgabe, die volkstümlichen Wurzeln des Hexensabbats zu finden; er sucht dabei nach zwei Elementen der Vorstellungswelt, die den Hexensabbat seiner Ansicht nach ausmachen: den magischen nächtlichen Flug und die Tierverwandlung.

Beides findet Ginzburg in der tiefliegenden Schicht ländlicher Mythen. Das Problem des Buches ist jedoch, daß Ginzburg den Ursprung dieser Mythen nicht in der Zeit der Hexenprozesse sucht, sondern anderswo und zu anderen Zeiten: in den ekstatischen Erfahrungen in den asiatischen Steppen. Hier baut er unter anderem auf einer Hypothese von J.-P. Vernant auf, die besagt, daß gewisse griechische ekstatisch-religiöse Erscheinungen eine Weiterentwicklung von Themen seien, die bereits im eurasischen Schamanismus vorzufinden sind. (So war etwa die Reise des Lebenden in die Welt der Toten – also der magische nächtliche Flug – ein wichtiges Element.)

In einem der ersten dämonologischen Werke, in Johann Niders *Formicarius* (etwa 1436), gibt es schon Bestandteile des künftigen Sabbatstereotyps: die Teufelshuldigung, die Absage an Christus und den Glauben, die Profanierung des Kreuzes, die Zaubersalbe, die verschlungenen Kinder. Andere Stereotype aber werden lediglich angedeutet oder es gibt sie gar nicht: der magische Flug und die Tierverwandlung. Nur einige Jahre später finden sich diese Elemente jedoch in einem Bericht eines Luzerner Chronisten, Jüstringen

von Königshofen, über einige Prozesse in der Dauphiné und im Wallis.

Selbst Jeanne d'Arc wurde von den Inquisitoren noch gefragt, ob sie Personen kenne, die „mit den Feen durch die Lüfte ziehen“ (Eine Tradition, die teilweise auf den *Canon Episcopi* zurückzuführen ist). Hier vermutet Ginzburg eine ekstatische Erfahrung: In die Welt der wohlütigen Frauengestalten, die Wohlstand, Reichtum und Wissen spenden, gelangt man nur durch den provisorischen Tod, denn ihre Welt ist die Welt der Toten. Sie bildet den in der Volkstradition liegenden Kern des Stereotyps vom Hexensabbat.

Carlo Ginzburg spinnt seine Fäden über die Kelten zurück zu den eurasischen Schamanen. Er meint, in den nächtlichen Flügen sei das verzerrte Echo eines ekstatischen Kultes keltischer Tradition zu erkennen, die es in der germanischen Welt nicht gibt. Dagegen verfolgt er die Spuren der Tierverwandlung in der eurasischen Mythologie, die auch das subarktische Gebiet umfaßte; „(...) daß in den Zeugnissen über die nächtliche Göttin, die aus einem Großteil des europäischen Kontinents stammen, Elemente vorkommen, die auf Mythen und Riten sibirischer Jäger verweisen“, konstatiert Ginzburg an einer Stelle, „ist zwar ein verwirrendes, doch kein isoliertes Faktum. Auch die Ekstasen der Frauen, die den Göttinnen folgen, erinnern unweigerlich an jene der Schamanen aus Sibirien oder Lappland. In beiden finden wir dieselben Elemente: den Flug der Seele – in Tiergestalt, auf dem Rücken

von Tieren oder auf anderen magischen Fortbewegungsmitteln – in die Welt der Toten.“

In jedem der Fälle kehrt Ginzburg zur Ekstase der Schamanen zurück, sei es in den Gemeinschaften der Hirtennomaden, sei es in den landwirtschaftlichen Gemeinschaften. Je weiter Ginzburg seine Kreise gezogen hat, „(...) desto schwieriger wurde“, wie er schreibt, „die Möglichkeit, eine historische Perspektive einzunehmen“ (S. 209). So finden wir friaulische Benandanti, rumänische Strigoi, korsische Mazzeri, griechische Kallikantzaroi, ungarische Táltos, slowenische Kresniki, bosnische und montenegrinische Zhudac, ossetische Burkudzäutä, Kelten, Lappen, Thraker, Skythen, zentralasiatische Nomadenvölker und Chinesen alle miteinbezogen in das, was Carlo Ginzburg einen „plausiblen“ (S. 209) Zusammenhang nennt.

Man könnte bis in alle Ewigkeit diskutieren, was einen historischen Beweis ausmacht. Als Historiker aber, der sich seit mehr als 15 Jahren mit Hexenprozessen und Hexenverfolgung beschäftigt, gebe ich zu, etwa ab Seite 142 aufgehört zu haben, Ginzburgs morphologische Ausführungen und Ausrechnungen nachzuvollziehen – eben weil sie mir historisch nicht plausibel erschienen.

Jens Chr. V. Johansen, Kopenhagen

Arno Borst, *Computus. Zeit und Zahl in der Geschichte Europas*, Berlin: Klaus Wagenbach 1990.

„Computus“: dem Begriff, der durch das ganze Mittelalter für alle Prozeduren des Messens, Zählens und Berechnens der Zeit stand und der im 19. Jahrhundert „ums Leben gebracht“ (S. 103) und durch „Computer“ abgelöst wurde, hat Arno Borst eine Geschichte des Wortes und der Sache gewidmet, die durch drei Eigenschaften hervorzuheben ist: In ihr wird den Quellen und Ereignissen des europäischen Mittelalters viel Aufmerksamkeit geschenkt, was eine gute und hilfreiche Ergänzung z. B. zu den Arbeiten von Le Goff und Stamm darstellt; gewissermaßen als Leitfaden zieht sich jenes Für und Wider durch die Arbeit, das sich in den Quellen zum Themenkreis Zeit, Berechnen, Messen, Abbilden im Kontext von Religion und Naturwissenschaften selbst ausdrückt; es ist ein gut lesbares Buch, in dem die Sprache sich den Inhalten fügt, interessant auch für Leser/innen, die sich ihm nicht aus wissenschaftlichem Interesse allein nähern.

Die Geschichte – es ist vornehmlich eine Geschichte der Argumente und der guten Einfälle und Ideen – beginnt mit göttlicher, menschlicher und natürlicher Zeit in der griechischen Antike. Der Höhepunkt ist dabei die fünfhundertjährige Entwicklung bis zu Ptolemaios von Alexandria und dem Monopol der exakten Zeitberechnung und der Werkzeuge für präzise Zeitmessung. Ihm folgt die römische Antike und ihre